Studienübersicht zeigt

Frauen mit Herzinsuffizienz leben länger

Frauen mit Herzinsuffizienz leben länger als Männer mit dieser Erkrankung. Der Überlebensvorteil macht sich vor allem dann geltend, wenn die Ätiologie der Herzinsuffizienz nicht ischämischer Natur ist.

Der Frage, ob das Sterberisiko für Männer und Frauen mit Herzinsuffizienz gleich hoch ist, ging eine internationale Forschergruppe in einer Metaanalyse (MAGGIC) auf Basis der individuellen Daten von 41 949 Patienten mit Herzinsuffizienz, die an 31 klinischen Studien oder Registern beteiligt waren, nach.

Ein Drittel aller Patienten waren Frauen

In ihrer neuen Metaanalyse hat die Gruppe die Daten 28 052 männlichen und 13 897 weiblichen Patienten mit Herzinsuffizienz im Hinblick auf Sterberisiko innerhalb eines Zeitraums von drei Jahren ausgewertet. In dieser Zeit starben 25 Prozent aller Frauen und 26 Prozent aller Männer.

Allerdings waren beide Gruppen in ihren Merkmalen nicht direkt vergleichbar. So waren Frauen im Schnitt älter als Männer (70,5 vs. 65,6 Jahre), hatten häufiger Bluthochdruck (49,9% vs. 40%) und seltener eine ischämische Herzerkrankung als Grunderkrankung (46,3% vs. 58,7%). Auch hatten weniger Frauen eine erniedrigte linksventrikuläre Auswurfraction als Männer (62,6% vs. 81,8%).

Sterberisiko bei Männern um 23 Prozent höher

Nach statistischer Datenbereinigung für entsprechende Unterschiede kamen die Forscher zu dem Ergebnis, dass das relative Sterberisiko im Kollektiv der Männer signifikant um 23% höher war als im Kollektiv der Frauen. Diese Assoziation war unabhängig von Einflussfaktoren wie Auswurfraction, Alter oder Hypertonie in der Vorgeschichte.

Allerdings deutete sich eine Beziehung zwischen Ätiologie der Herzinsuffizienz und geschlechtsspezifischem Sterberisiko an. So

erwies sich das weibliche Geschlecht vor allem bei Herzinsuffizienz nicht-ischämischer Genese als ein protektiver Faktor. Bei Herzschwäche auf der Grundlage einer ischämischen Herzerkrankung kam der Vorteil der Frauen in puncto Überlebenschancen dagegen weniger zur Geltung.

Reagiert das weibliche Herz anders?

Möglicherweise reagieren die Herzen von Frauen auf Schädigungen des Herzmuskelgewebes anders als die von Männern, spekulieren die Forscher. So ergäben sich Hinweise aus Studien, wonach strukturelle Umbauprozesse am Herzen bei Frauen weniger ausgeprägt sind, die rechtsventrikuläre Funktion bei ihnen besser erhalten bleibt und der Schutz vor ventrikulären Herzrhythmusstörungen besser ist.

Peter Overbeck

Martínez-Selles M et al. Eur J Heart Fail 2012. DOI:10.1093/eurjhf/hfs026

Neuroprotektion

Schützen Statine auch vor Parkinson-Erkrankung?

Statine zählen zu den weltweit am häufigsten verordneten Medikamenten. Eine neue Studie bringt die Lipidsenker jetzt sogar mit der Verhinderung von Parkinson-Erkrankungen in Verbindung.

Viel ist über mögliche „pleiotrope“ Wirkungseigenschaften dieser Lipidsenker diskutiert worden. Daraus erwuchs die Hypothese, dass Statine auch als neuroprotektive Wirkstoffe von Nutzen sein könnten, etwa zur Vorbeugung einer Parkinson-Erkrankung. Die bisherigen Studien – meist Analysen von Registerdaten – ergeben dazu allerdings ein gemischtes Bild.

Ein Forscherteam hat sich deshalb die Daten von 90 874 Frauen und 38 192 Männern aus der Nurses' Health Study (NHS) und der Health Professional Follow-up Study vorgenommen. In beiden Studien wurden unter anderem auch Angaben zu einer eventuellen

regelmäßigen Einnahme von Statinen erfasst.

Niedrigeres Risiko

Im Beobachtungszeitraum von 12 Jahren (1994 bis 2006) stießen die Untersucher auf 644 neu aufgetretene Fälle von Parkinson-Erkrankungen. Betroffen waren 338 Frauen und 306 Männer. Mit Statinen behandelte Personen hatten ein signifikant um 26% niedrigeres Risiko für Parkinson als Personen ohne Statintherapie. Allerdings war die Signifikanz der Assoziation von Statinbehandlung und Risikoreduktion nur marginal ($p = 0,049$). Nur in der Altersgruppe derjenigen Personen, die jünger als 60 Jahre waren, war eine signifikante Assoziation der Statin-Einnahme mit einem niedrigeren Parkinson-Risiko nachweisbar (relative Risikoreduktion: 29%), nicht jedoch in der Gruppe der über 60-Jährigen.

Funktionelle Bildgebung zum Nachweis des dopaminergen Defizits bei Parkinsonpatienten als Korrelat für die motorische Symptomatik.

Die Autoren räumen ein, dass die Ergebnisse mit großer Vorsicht zu deuten sind. Zur Klärung der nun anstehenden Fragen bedarf es weiterer Studien.

Peter Overbeck

Gao X et al. Arch Neurol 2012;69:380-384.